

disziplin etwas Gleichförmiges bekommen. Bittermann erzählt die Geschichte eines jungen Studenten, der an allgemeiner Lebensschwäche zugrunde geht. Er sagt nicht, daß alle jungen Leute verkommen, oder daß diese Zeit ihnen besonders gefährlich ist; er erzählt seine Geschichte in klarer, stiller, anschaulicher Manier, und wenn der junge Mann sich hat ins Wasser fallen lassen, wie es auch sein Vater tat, sollen wir keinem nachtrauern, aus dem irgend etwas Besonderes hätte werden können. Früher kamen nur interessante Leute, Zukunftsmenschen um. Bittermann macht aus der Neurasthenie kein Verdienst und sucht keine Händel mit der robusten Welt. Er will nur sagen, wie es kam, ohne anzuklagen, selbst ohne Konsequenzen zu ziehen. Dieses stille, glanzlose Buch erwirbt sich eine gewisse Unhänglichkeit; man möchte seinen Schöpfer hören stärker beschwören, möchte ihn zu vertrauensvollere Sprache ermutigen. Denn seine Verhaltenheit sieht nicht wie Unkraft aus, sondern wie Zagheit, und wir sind vielleicht einem verschämten Reichen begegnet. Die Schriftsteller haben im allgemeinen ihr Kapital nie so schnell aufgezehrt wie in den letzten Jahrzehnten. Wenn einer dreißig Jahre alt wurde, hätte man ihm gern den Nekrolog geschrieben. So recht erwachsen sind nur wenige geworden, begabte Kinder, denen der Kittel und allenfalls der Konfirmandenrock noch am besten stand. Wenn sie ihre Jugend zu Ende erzählt hatten, waren sie meistens auch am Ende ihres Talent. Sind die Neuesten nun sparsamer und vorsichtiger geworden, und haben diese stillen Jünglinge sich vorgenommen, bis zum Mannesalter zu dauern? Damit würde ein neues Kapitel unsrer Literatur beginnen, die mehr Gemüt als Verstand, mehr Herz als Welt hat, und unserer Gutgläubigkeit würde sich die Aussicht auf Werke nähern, die das Leben wirklich erläutern und unsere Lebensschulung befestigen.

### Königliche Hoheit/ von Hermann Bahr

**Z**ugleich mit der schönen, von Karl Walfers zärtlicher Hand gezierten Jubiläumsausgabe der Buddenbrooks ist nun Thomas Manns neuer Roman erschienen. Er führt uns in ein kleines Land, das achttausend Quadratkilometer mißt und eine Million Einwohner hat. Ein altes Fürstengeschlecht herrscht hier. Dem Großherzog Johann Albrecht, der sich in den hergebrachten Formen des Landesvaters noch so wohl fühlt, daß ihm gar nicht einfällt, über sie nachzudenken, folgt sein Sohn Albrecht, der, kränkelnd, viel im Süden leben muß und Zeit gehabt hat, sich einmal um den Sinn seiner Existenz zu fragen. Er findet, daß sie keinen hat. Er kommt sich ganz wie der Himmelgottlieb vor, ein beliebter alter Narr, der, mit einer Rose im Knopfloch, den Hut auf seinen Spazierstock gespießt, zum Vergnügen der Straßenjugend

durch die Stadt zieht. Der begibt sich zu allen Zügen, die abgehen, auf den Bahnhof, klopft an den Rädern, mustert das Gepäck und wenn dann der Mann mit der roten Mütze das Zeichen gibt, winkt er mit der Hand, worauf der Zug abgeht; und er zweifelt nicht daran, daß der Zug deshalb abgeht, weil er gewinkt hat. Damit vergleicht der junge Großherzog seine eigene Tätigkeit: „Ich winke und der Zug geht ab. Aber er ginge auch ohne mich ab, und daß ich winke, ist nichts als Affentheater!“ Bei solchen Gefinnungen kann man es ihm nicht verdenken, daß er seine Rolle schlecht spielt, weil ihm eben der fürstliche Glaube fehlt, der Glaube des Himmelgottlieb. Er entschließt sich deshalb, die Pflichten des Regenten an seinen jüngeren Bruder abzugeben, an Klaus Heinrich, der fortan seine Stellvertretung „in allen repräsentativen Funktionen“, als Reisen, Besuchen der Städte, Eröffnungen von öffentlichen Festlichkeiten und dergleichen, übernimmt. Klaus Heinrich tut das gern. Er ist nicht etwa dümmer als der Regent, auch ihm fehlt eigentlich der fürstliche Glaube, den ihr Vater noch hatte, der Glaube des Himmelgottlieb. Aber er ist bescheidener als der Regent und deshalb unterläßt er es, sich gegen ein Amt zu wehren, das ihm nun sein Schicksal einmal zugewiesen hat; er nimmt sich nicht heraus gescheiter als seine Vorfahren zu sein. Er hat in seiner Art sicher recht. Bleiben wir nämlich beim Himmelgottlieb und nehmen wir an, der würde dafür, daß er bei jedem abgehenden Zug mit der Hand winkt, öffentlich besoldet und nach seinem Tode würde dies Amt des Winkens, so oft ein Zug abgeht, seinem Sohn übertragen, und so weiter in der Familie bis auf einen Enkel, der endlich merkt, daß die Bewegung des Zuges gar keinen Zusammenhang mit seinem Winken hat, warum soll der nun aber eigentlich deshalb aufhören zu winken, wofür er nun einmal angestellt ist und womit er offenbar vielen Einwohnern der Stadt ein gewisses Vergnügen macht, das sie von Kindheit auf gewohnt sind? Wäre ihm nicht der Einblick in das Leben der andern Menschen versagt, so hätte Klaus Heinrich bemerkt, daß sein Beruf ja nicht der einzige ist, der keinen Sinn mehr hat, und er könnte sich darauf berufen, daß auch mancher andere das ererbte Geschäft seiner Vordereu fortsetzt, wenn er auch mit dem besten Willen nicht mehr finden kann, was es denn eigentlich bedeuten soll. Haben doch manche sogar gefunden, daß selbst die Sprache nichts bedeute und daß die Verbindung von Worten im Reden oder Schreiben unfähig sei, den Menschen irgend etwas mitzuteilen, aber sie benützen dies nur, um auch darüber wieder zu reden oder zu schreiben, so gut und so schön als sie können. Davon weiß Klaus Heinrich natürlich nichts, er macht sich dies alles nicht klar, aber wie gefunden Leuten eine gewisse Kraft eingeboren ist, alles abzuwehren, was sie vom Leben ausschalten würde, so greift er resolut zum nächsten, woran er sich betätigen kann, legt den Grundstein des neuen Rathauses, schreitet beim Landeskriegsfest die Front der Veteranen ab, leitet das Turnfest, fährt zum Fünf-

hausener Fischertag, sieht von seiner mit rotem Stoff ausgeschlagenen Ehrentribüne dem Pferderennen bei Grimburg zu, präsidiert dem Bundeschützenfest, enthüllt im Namen des Großherzogs, seines gnädigsten Herrn Bruders, das Johann Albrecht Standbild zu Knüppelsdorf, läßt sich von befrachten Herren in der Ackerbauausstellung das Hornvieh vorführen, hält Audienzen und weiß stets, angetan mit Kette und Stern, einen Fuß vorgestellt, die weißbekleideten Hände auf dem Säbelgriff gekreuzt, die Erwartungen zu erfüllen, die ein treubewährtes Volk an das Erscheinen des geliebten Landesherrn knüpft, und sich, wie sein Geschäft von ihm verlangt, die Herzen von Jung und Alt im Sturm zu gewinnen. Er macht es schließlich nicht anders als jeder brave Mann im Volk, der vom Vater ein gutgehendes Gewerbe übernimmt, sich die Handgriffe zeigen läßt, die dazu gehören, und tüchtig schwitzt, bis er sie gelernt hat. In glücklichen Zeiten ereignet es sich nicht, daß von einem ein neuer Handgriff verlangt wird. In der unglücklichen Zeit aber, in die das Schicksal den guten Klaus Heinrich verschlagen hat, ereignet sich dies. Er hat sich dazu gebracht, „innerhalb feststehender Formen Dienst zu tun“, aber nun sieht er sich auf einmal außerhalb dieser Formen: er macht die Bekanntschaft des Fräulein Spoelmann, der Tochter eines amerikanischen Milliardärs. Und nun versagt alles, was er gelernt hat, denn dieses Mädchen hat die Gewohnheit, sich zu Menschen unmittelbar zu verhalten, aus ihrer eigenen Empfindung heraus, ohne nach den verordneten Beziehungen zu fragen. Dadurch entdeckt er, daß es jenseits der Formen noch etwas gibt, nämlich unser eigenes Leben. Es trifft sich, daß der Wunsch seines Herzens mit dem der Landesfinanzen übereinstimmt, Herr Spoelmann rettet mit seinen Milliarden den verschuldeten Staat und so ist es nur billig, das Fräulein Spoelmann dafür Frau Klaus Heinrich wird. Klaus Heinrich tut am Ende dasselbe, was seine sämtlichen Untertanen tun: er führt sein Geschäft fort, ohne viel zu fragen, was es denn im Grunde zu bedeuten habe, und sucht abseits vom Geschäft seinem Leben einen Sinn, am Herzen der geliebten Frau.

Dieser Roman wirkt vor allem durch seine sehr starke Realität. Wir lernen das Land kennen, Ackerbau, Gewerbetwesen, Forstwirtschaft, den Notstand der Landwirtschaft, die schlechten Finanzen, dies alles so, daß wir an der Wahrheit nicht zweifeln können. Die Daten überzeugen uns, noch mehr aber der Vortrag, dem es an jener schwer atmenden Anstrengung nicht fehlt, die wir an handelspolitischen oder finanzpolitischen Darstellungen gewohnt sind. Auch die Schilderungen der höfischen Begebenheiten künden ihre Wahrheit schon durch den Ton an, in welchem sie, zwar mit einem wohl bemessenen Abstand, zugleich aber nicht ohne eine leise patriotische Nüchternung vorgebracht werden, die durchaus über jeden Verdacht erhaben ist, als könnte damit ein bloßes Spiel getrieben werden. Aber indem wir uns so durchaus überall von Realität umgeben fühlen, werden

wir doch bald gewahr, daß es eine Realität von besonderer Art sein muß, nämlich eine ganz märchenhafte. Wir gehen in diesem Roman mit der größten Sicherheit herum, er ist von einer schlagenden Evidenz; zugleich aber bemerken wir auf Schritt und Tritt, daß diese Wirklichkeit nicht der Region des gemeinen Augenscheins angehören kann. Wirklich sind diese Begebenheiten dadurch, daß sie sich uns Zug um Zug beglaubigen; sie haben etwas, was uns zwingt, sie für wahr zu halten, und zwar ganz unmittelbar, ohne daß wir überhaupt auch nur daran denken, erst noch ihre Berechtigung zu prüfen. Wirkliches kann ganz unwahrscheinlich sein, ja es kann von solcher Art sein, daß es uns unmöglich scheint, aber es hat etwas an sich, das uns zwingt, es hinzunehmen; es beglaubigt sich auch ohne Glaubwürdigkeit. Dieser Eindruck ist hier durchaus erreicht: wir kommen so wenig dazu, die Zulässigkeit dieser Begebenheiten anzuzweifeln, als wir im täglichen Leben jemals erst untersuchen wollen, ob seinen Erscheinungen auch zu trauen ist; was uns erscheint, drängt sich uns, sofern wir nur sicher sind, daß es uns erschienen ist, dadurch allein schon als wirklich auf und trägt seinen eigenen Beweis in sich, den keiner unserer Begriffe vom möglichen widerlegen kann. Genau dieselbe Kraft hat dieser Roman: er läßt uns keinen Augenblick ungewiß, daß uns seine Gestalten und seine Begebenheiten erscheinen, nur wissen wir sogleich, daß es Erscheinungen aus einer anderen Welt sind. Wem einmal ein Geist erschienen ist, der zweifelt an der Geisterwelt nicht mehr, sie gehört seitdem für ihn zur Wirklichkeit; nur ist dies eine andere Abteilung der Wirklichkeit, mit anderen Gesetzen und anderen Gebräuchen, als in der von uns bewohnten Abteilung gelten. So wirken Klaus Heinrich und Fräulein Spoelmann: sie erscheinen uns, wir sehen sie, wir hören sie, kein Zweifel an ihnen ist möglich, dies muß sich zugetragen haben, aber in einer anderen Welt. Und auf einmal erinnern wir uns, diese Welt ja längst zu kennen. Es ist die Welt des Märchens. Das Märchen berichtet uns von Wesen und Dingen, deren Wirklichkeit es uns ganz unmittelbar gewiß und dadurch, daß sie sich sonst unseren Augen und unseren Ohren nirgends zeigt, noch ganz besonders begehrenswert macht.

Der Reiz des Märchens ist, daß es uns zwingt, unglaubliche Begebenheiten zu glauben. Wodurch? Durch die Wahrhaftigkeit seiner Personen. Ich kenne Menschen, die durch ihr Dasein eine solche Macht über mich haben, daß ich, was sie sagen, für wahr halten muß, auch wenn es meiner Vernunft widerspräche. Jedes Märchen besteht aus solchen Menschen. Da wir an ihnen nicht zweifeln können, bleibt uns nichts anderes übrig, als auch ihre Begebenheiten zuzugeben. Es fragt sich nur, wodurch die Menschen des Märchens eine solche Macht über uns haben. Wir können an ihnen nicht zweifeln, weil wir uns durchaus eins mit ihnen fühlen. Das Märchen handelt nämlich immer von uns selbst. Der Mensch im Märchen denkt, fühlt, tut unter seinen besonderen Be-

dingungen genau das, was ich unter denselben Bedingungen dächte, fühlte, täte. So kommt es mit wenigstens vor und jedem anderen, der das Märchen hört, kommt es auch so vor. Diese Kraft über mich und über jeden hat das Märchen, weil es niemals einen einzelnen, von der Menschheit abgesonderten Menschen zeigt, sondern nur die Menschenart. In seinen Menschen ist das Individuum ausgelöscht, im Märchen kommt kein Mensch, sondern der Menschenstamm vor. Vielleicht ist das Märchen eine Erinnerung an das goldene Zeitalter, als noch kein Mensch von der Menschheit losgerissen war. Vielleicht ist es eher die Vorahnung einer Zukunft, wann jeder einzelne Mensch stark genug sein wird, die ganze Menschheit zu sein, statt bloß ein abgebrochenes Stück von ihr.

Dieser Roman nähert sich dem Märchen, aber auf eine recht sonderbare Art, nämlich durch den Marxismus. Wie das Märchen den Menschen in der Menschheit verschwinden läßt, so verschwinden hier der Prinz Klaus Heinrich und das reiche Fräulein Spoelmann in ihrer Klasse. Sie sind nur Figuren ihrer wirtschaftlichen Bedingungen. Er ist gar kein besonderer Klaus Heinrich, sie kein besonderes Fräulein Spoelmann; er ist der Prinz unserer Zeit, sie das reiche Mädchen unserer Zeit, ohne jeden persönlichen Zug. Ganz ebenso gibt der Marxismus nicht zu, daß irgend einer noch etwas anderes wäre als ein Ausdruck seiner Klasse. Dagegen wehren wir uns, weil wir den eigentlichen Sinn unserer Existenz vielmehr gerade darin zu suchen angeleitet worden sind, daß jeder etwas ganz Besonderes, etwas Einmaliges, etwas vor ihm Unbekanntes und mit ihm wieder Verschwindendes darzustellen hätte. Wir messen eben jenen Zügen den größten Wert zu, durch die sich der einzelne Mensch von der Art seiner Klasse, ja vom Ganzen der allgemeinen Menschenart abzufondern weiß, um ein Einziger, ein Eigener zu sein. Kein Grieche hätte diesen Hochmut der Absonderung verstanden, auch kein Jnder, kein Katholik. Auch der unterdrückte Bürger fand noch seinen Stolz darin, ein Bürger zu sein. Erst als sich das Bürgertum in der Herrschaft einzurichten begann, vermaß sich jeder, um seiner selbst willen dazusein. Aber schon tritt im Arbeiter der Wahn der Vereinzelnung wieder ab, der Marxismus führt den einzelnen Menschen wieder in den Zusammenhang der Menschheit zurück, auf einem sehr kuriosen Umweg freilich, indem er jeden zunächst an seiner Klasse festbindet. Nun ist die Kunst in Europa, seit das Bürgertum an der Herrschaft ist, durchaus jenem bürgerlichen Hochmut gefolgt: der Künstler sucht seine Kraft darin, besonders zu sein, anders als die anderen, und so stellt er das am liebsten dar, wodurch ein einzelner Mensch sich von allen anderen und von der allgemeinen Menschenart abhebt. Das Wort differenziert ist in die Mode gekommen. Daß in Amerika die Kunst seit Walt Whitman diesen Weg verlassen hat, wollen unsere Künstler noch nicht wissen. Wenn es ihnen einmal aufgegangen sein wird, werden wir erst den alten Goethe verstehen lernen, der bisher den Deutschen verborgen geblieben ist.

Auch wird dann erst die Zeit für Hans von Marées und für Verhaeren gekommen sein. Mit diesen Künstlern beginnt die Kunst wieder das im Menschen aufzusuchen, wodurch er mit der Menschheit zusammenhängt, während sie das, wodurch sich der Einzelne von der allgemeinen Menschenart entfernt, nicht gelten läßt.

Werden die Deutschen unserer Zeit erkennen, daß Thomas Manns neuer Roman ein Zeichen ist? Ein Dichter, der das Vertrauen der Nation hat, tritt plötzlich aus dem Kreise des ganzen literarischen Herkommens. Indem er sorgfältig alle Mittel benützt, die wir langsam angesammelt haben, um mit ihnen, wie wir es zu nennen pflegen, „individuell zu charakterisieren“, verwendet er sie ganz anders. Nicht zur Darstellung einzelner Menschen nämlich, deren Eigenheit uns ein Beispiel sein soll, wie weit es jeder im Eigenen, im Einzelnen bringen kann, sondern zur Darstellung menschlicher Verhältnisse, menschlicher Beziehungen, an denen er uns fühlen läßt, wie wenig doch der Einzelne mit seinem eigenen Sinn, mit seiner eigenen Kraft vermag, wie schwach er selbst, wie stark das ihn überall umgebende Gesetz ist, und daß schließlich der einzelne nur genau so viel bedeuten kann, als in ihm von der Art seiner Klasse, seines Standes, seines Stammes enthalten ist, die wieder alle, Klasse, Stand, Stamm, doch nur die Bedeutung von Auszügen der Menschheit haben. Man hat mitunter das Gefühl, als wundere sich der Dichter selbst über sein merkwürdiges Gebahren; mit einer gewissen neugierig fragenden Ironie scheint er sich selbst dabei zuzusehen, als wärs mehr eine bloße Laune, mit der er spielt. Es wird sich nun zeigen, ob es auch etwa bloß als eine Laune des Dichters hingenommen wird oder ob nicht mancher sich dadurch in Wünschen bestärkt und erhellt fühlt, die seit langem nur auf ein Zeichen warten. Dieses Buch kann ein Anlaß werden, daß viele sich fragen, was ihnen am Menschen eigentlich wichtiger ist: die Menschheit, die er offenbart, oder der besondere Fall, den er darstellt. Was macht mir diese Rose lieb? Daß sie recht eine Rose ist oder das worin sie sich anders zeigt, als alle Rosen sind? Die Antwort darauf könnte manches in der Kunst neu bestimmen, und nicht nur in der Kunst.

## Der Sänger/ von Oskar Wie

Das Berliner Opernhaus, das sonst wegen eines Sängers oder einer Sängerin niemals einen besonderen Zulauf hat, wird gestürmt, wenn es um Caruso geht. Die Karten werden zu Kassenscheinen, die Anwesenheit zu einer Steuereinschätzung. Eine amerikanische Leidenschaft kommt über die Berliner Gesellschaft, die hier einen Mittelpunkt zu suchen scheint, den sie in sich selbst nicht findet. Sie selbst hat bis heute keine Form für ihre Existenz entdeckt, sie hat sich über keine Zeit und kein Milieu geeinigt, sie besucht sich mit